

"Pilatus" : ein charakterologischer und heilpädagogischer Versuch zu H. Federers gleichnamiger Erzählung : (Schluss)

Autor(en): **Bopp, Linus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **17 (1931)**

Heft 7

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-525818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZER-SCHULE

WOCHENBLATT DER KATHOL. SCHULVEREINIGUNGEN DER SCHWEIZ
DER „PÄDAGOGISCHEN BLÄTTER“ 38. JAHRGANG

BEILAGEN: VOLKSSCHULE - MITTELSCHULE - DIE LEHRERIN

FÜR DIE SCHRIFTLICHTUNG DES WOCHENBLATTES: J. TROXLER, PROFESSOR, LUZERN, VILLENSTRASSE 14, TELEPHON 21.66
ABONNEMENTS-JAHRESPREIS FR. 10.— (CHECK Vb 92), BEI DER POST BESTELLT FR. 10.20. AUSLAND PORTOZUSCHLAG
INS: RATEN-ANNAHME, DRUCK UND VERSAND DURCH DEN VERLAG OTTO WALTER A.-G., OLTEN - INSERTIONSPREIS: NACH SPEZIALTARIF

INHALT. „Pilatus“ Thurgauisches Schulwesen Schulaussichten — Konferenz — L. Herzimmer BEILAGE Volkschule Nr. 3.

„Pilatus“

Ein charakterologischer und heilpädagogischer Versuch
zu H. Federers gleichnamiger Erzählung,

von

Dr. Linus Bopp, Universitätsprofessor, Freiburg i. Br.
(Schluss.)

II. Charakterologische Kennzeichnung des Helden.

Der Dichter meisselt das körperliche Bild seines Helden besonders scharf heraus. Wir sehen ihn von einem schwächtigen, aber keineswegs schwächlichen Knaben zu einem hochwüchsigen, knochigen, geschmeidigen, gleichsam stahlgliedrigen Mann heranreifen. Diese Gestalt tritt durch ein Kunstmittel des Dichters noch schärfer hervor: er stellt ihr die Florins gegenüber. Letzterer ist breit und schwer gebaut, er ist dick, kommt einem zunächst bequem vor, aus seinem Gesicht blicken zwei blaue kreiselförmige Auglein, während Marxens Augen schlitzförmig erscheinen und „gleiche Farbe und Schärfe wie sein Messer haben“ (S. 137). Allerdings besitzt auch Florin ein bewegliches Muskelspiel. So stellen beide nach den Körperbautypen *Kretschmers*¹⁾ Mischformen dar. Florin sollte eigentlich die pyknische²⁾ Form abliefern, aber es ist etwas von der Körperenergie des Athletikers damit verbunden; ganz ähnlich stellt der Körperbau Marxens eine Verbrüderung des leptosomen³⁾ mit dem athletischen dar.

Wie steht es mit dem seelischen Charakterbild? „Florin bewies eine liebliche Gleichmässigkeit und hatte immer ein Flämmchen aufgesteckt, das leis und vergnüglich brannte und uns so herzlich wie ihn selber erwärmte. Er war stets bei Laune und zu witzigen Schelmereien aufgelegt. Aber nur in der freien Zeit. Während der Stunde verstand er keinen Spass, war professorlicher als der Professor selbst. . . Auf Florin konnten wir bauen wie auf einen Fels. Er sagte: Ja! — oder dann: Nein, ich will nicht! — und so blieb es“ (S. 10). Das Gefühlsleben geht ihm eigentlich nur einmal durch, und der Ueberschwang hat seinen Absturz zur Folge, und da war es vielleicht schon eine durch geistige Ueberanstrengung veranlasste Gehirnentzündung, die sich anmeldete. Auch ethisch vornehm, nimmt er alle Schuld für seinen Absturz auf sich und sucht den nicht schuldlosen Marx zu entlasten. So stellt Florin

auch seelisch einen Mischtypus dar. Er vereinigt mit scheinbar „phlegmatischem Gebaren“ ein sanguinisches und cholerasches Element. Er zählt zum zyklithymen⁴⁾ Temperamentskreis *Kretschmers*, ohne den Schwankungen zwischen „himmelhoch jauchzend“ und „zu Tode betrübt“ zu verfallen.

Von diesem eigentlich von Anfang an fertigen harmonischen Charakter hebt sich nun wieder das zackige, eckige, kantige stets in konträren, nicht etwa bloss kontradiktorischen Gegensätzen sich bewegende *Seelenbild Marxens* unverkennbar scharf ab. Ja, die konträren Gegensätze sind eigentlich immer da und geben ihm das Eigenartig-Unebenmässige, das Zerrissene, Widerspruchsvolle, sie erschweren dem Leser die Einfühlung wegen der Sprunghaftigkeit seines Verhaltens, sie bewirken den unberechenbaren Zick-Zackkurs seiner Lebensbahn. Er ist lebhaft oder totenstill, redselig oder stumm, Feuer oder Asche, begeistert und in sich hineinträumend. Auf ihn ist kein Verlass, ob er ja oder nein sagt, jetzt ist er waghalsig, dann feig, und bleibt es eigentlich immer; ja er ist eigentlich beides stets zusammen: tapfer und feig. Auch der kühne Bergsteiger ist eigentlich noch ein Feigling, wie ihm die beiden Brunner ins Gesicht sagen: er fürchtet sich ja vor dem Leben, vor dem Ameisenhaufen der Menschenebene, der leeren Einsamkeit im Hochgebirg. „Vor allem fürchtet er sich eigentlich“ (S. 217). Jetzt äussert er glühende Freundschaft, dann abstossende Kälte. Er kann darum keine Freunde behalten, er kann nichts zu Ende führen. Jetzt ist er für seinen Beruf begeistert, er fühlt etwas so Feierliches in sich, er glaubt sich gewandelt, er schwärmt für die Menschen; er hat Heimweh nach ihnen, dann empfindet er Ekel an allem, die alte Natur kommt schlimmer zum Durchbruch als je, die Menschen sind ihm Pack, er hasst die geliebte Heimat und ihre Menschen. Starrköpfig lehnt er jetzt jede Hilfeleistung seinerseits ab, um die man ihn anfleht, und greift im nächsten Augenblick freiwillig ein.

Im Ganzen ist er selbstisch, egozentrisch, scheinbar selbstgenügsam, herrisch, herrschermässig, aber auch einsam. Auch als Bergführer sucht er nach sich, selbst im Wohltun, wie ihm Lucian beweist.

Seine egoistische Einstellung lässt ihn vor allem

⁴⁾ Vom griechischen *kyklós* = Kreis und *thymós* = Gefühl, Gefühlslage; *Zyklithym* = gerne kreisläufig, auf Lust-Unluststimmung folgenlassend usw. Dem schizothymen Temperament entspricht die Geisteskrankheit des *zyklären* (manisch-depressiven) Irreseins. Dazwischen liegt die *zykloide* Artung, weder ganz gesund, noch geisteskrank; vgl. L. Bopp, Allgemeine Heilpädagogik (1930), S. 146 ff. u. ä.

¹⁾ A. a. O. S. 19, 21, 22.

²⁾ Vom griechischen *pyknós* = dicht, dick.

³⁾ Vom griechischen *leptón sóma* = magerer, zarter Leib, also schmalwüchsig, schwächtlich.

Tit. Schweiz. Landesbibliothek Bern

suchen und „lieben“, was sich ihm beugt, fügt, wenigstens keinen Widerstand leistet: die Natur, die Tiere, das ergebene minderjährige Knechtlein, sein ihm blind ergebenes Weiblein Agnes. Wie geht ihm das Schicksal seines Hundes Skio, seines Stieres Pilat nahe; der Versuch, das arme Geisslein zu retten, bringt ihm den tödlichen Absturz. Aber dem Zug des Mitleids stellt sich ein konträrer Zug der Härte, fast etwas Sadistisches gegenüber, etwas vom *Nietzscheschen* Ideal der „blonden Bestie“ bricht bei ihm durch. So als er vor den Augen seiner schwangeren Frau die trachtige Häsin schießt, so bei einem späteren Jagderlebnis.

Am drastischsten tritt dieser aus seiner Herrschsucht geborne Drang zum Wehetun in seiner Schnitzkunst hervor. Sie gibt ihm zugleich einen Weg gefahrloser Ableitung. Marx vermag im Gegensatz zum künstlerischen Grossvater und in Gleichförmigkeit mit seinem Vater nur noch Pfeifenköpfe zu schnitzen. Und doch besteht auch noch einmal ein scharfer Gegensatz zum Vater. Denn dieser konnte in die Erdmännchenköpfe, deren Form er den Pfeifenköpfen gab, noch allerlei Humor hineinschnitzen: „Da lachte ein Zwerg breitmaulig, dort grinste er boshaft wie ein Affe, jetzt kaute er Harz, das man ihm für Honig in die Zähne geworfen, und brachte das Gebiss nicht mehr auseinander, oder er lispelte mit gespitzten Lippen einer Nixe im Bronn übersüsse Komplimente zu.“ Marx selber, der das seiner Frau erzählt, hat nur eine Grimasse von den vielen Formen abgelernt: „Das Erdmännlein verdreht die Augen entsetzlich und reisst das Maul bis an die Ohren auseinander und brüllt und schwitzt vor Pein.“ „Was tut ihm denn so weh?“ fragt ihn Agnes, und der Holzschnitzer antwortet und verrät dabei in psychoanalytischer Weise sein Inneres: „Es verbratet, es erstickt und muss doch immer wieder herhalten, morgen wieder und übermorgen. Weissst, es ist so ein Mensch, zum Dienen und Leiden und Spassen für seinen Herrn gemacht . . . So oft ich die Pfeife stopfe und anbrenne, denk' ich: so jetzt heiz' ich dir wieder einmal brav ein. Grinse nur, du musst mir halt doch Freude machen. — Und ich mein' immer, wenn ich stark ziehe, sodass es im Kopf aufglüht, dann merk' ich, wie's ihm heillos weh tut und er winselt und bittelt: bitte, bitte, nicht so stark, ich sterb' dran!“ (S. 136 f.).

Natürlich ist bei so ausgeprägtem Willen zur Macht die Gefahr antisozialen Verhaltens oder doch des Konfliktes mit dem Gesetz immer gegeben (Jagdvergehen, Uebertretung des Vormundschafsgesetzes, Verachtung der amtlichen Vorladungen).

Abschliessend lässt sich sagen: *Federer* hat in der Hauptgestalt des Pilatus in geradezu genialer Weise den Typus dargestellt, der in der modernen Charakterologie die Bezeichnung *schizoid*⁵⁾ erhalten hat. „Pilatus“ bewegt sich nicht mehr innerhalb des noch als gesund und normal anzusprechenden schizothymen Temperaments, er steht bereits auf dem Brückenkopfbereich zwischen gesund und geisteskrank (Geisteskrankheit der Schizophrenie), er zählt zur Gruppe der schizoiden Charaktere.

⁵⁾ Vom griechischen Wort *schizein* = spalten; *schizothym* = Temperament mit stärkeren Gegensatzerlebnissen und -spaltungen als beim zylothymen Menschen; *schizophren* = Geisteskrankheit der Bewusstseins- und Gefühlsspaltung; *schizoid* = Zwischenland zwischen Geisteskrankheit (Schizophrenie) und Gesundheit (Schizothymie). Näheres in meiner Heilpädagogik. S. 110 ff. 177

Schizoid ist sein Charakter von der immerwährenden Zwiespältigkeit, dem ewigen, nicht leicht nach-erlebbaren Hin- und Herspringen zwischen Extremen, angefangen, über die durch die egozentrische Grundhaltung bedingte innere Vereinsamung, und die derselben Grundhaltung entsprechende Vernachlässigung der Wirklichkeit, die ihn Heimweh nach Menschen empfinden lässt, wie sie gar nicht sind, während er die wirklichen Menschen mit Ekelgefühl betrachtet (S. 201), bis zur Genialität, die ihm eignet.

Allerdings hat dieser schizoide Typus *Federers* noch etwas weiteres an sich: er ist ein „Herrenmensch“. Der Dichter selber verweist uns auf diese Spur. „Er ist mehr Natur als Kultur und zwar mehr gesetzlose als zahme und organische Natur. Er hat den Leib und die Sinne eines Menschen, aber die Seele eines Naturdinges, wie ein Giessbach oder ein Fels oder ein wilder Vogel eine Seele hat. Ja, eine vielfach edle und doch wilde Raubvogelseele! Ein solcher Mensch kann keinen Schritt tun, ohne mit der Kultur der gesetzlichen Menschheit sich zu reiben. Er ist notwendig ihr Feind, sie notwendig seine grimmigste Feindin. Und sie ist mächtiger als er. Sie hat immer den Buchstaben für sich. So ein Marx Omlis muss aussterben oder ausgerottet werden wie die letzten Adler unseres Vaterlandes. Es geht nicht anders.“ (Bei *H. Oser* a. a. O. S. 83). *Nietzsche* hat wohl auf die Formung und Deutung der Gestalt etwas Einfluss gewonnen. Das Ideal der „blonden Bestie“ kommt dem Leser gelegentlich ins Gedächtnis, und nicht umsonst redet ihm der gerettete Lucian an: „Sie Uebermensch!“ (S. 160). Zu beachten ist, dass die Gestalt des Marx Omlis kaum individualpsychologisch zu deuten ist: Keinerlei Minderwertigkeitsgefühl scheinen ihn reaktiv zur Ueberspannung seines Lebensplanes zu drängen, keinerlei Organminderwertigkeiten sind da, die den Anstoss zu solchen Minderwertigkeitsgefühlen geben könnten. Höchstens liesse sich an die geringe Achtung denken, die sein Vater genießt. Wohl aber mag bei *H. Federer* selber eine individualpsychologische Deutung der Tatsache am Platz sein, dass er so gerne und mit viel bewundernder Liebe den Herrischen, den Tyrannen, den Frechen und Starken darstellt. Er selber ist ja immer krank, muss verzichten, sparsam sein bei der Verausgabung seiner Kräfte. Er selber stellte sich schon als Knabe in die Reihen der dienenden Klasse, die gerne und willig dem Herrischen sich fügt. Ist es noch diese dienende Haltung, wenn er auch als Künstler das Herrenmenschliche so gerne zur Gestaltung bringt, oder fühlt er sich selber in dieser Rolle, besitzt er darin einen Ersatz für das, was ihm das Leben versagte? *Federer* schreibt von sich selber: „Ich bewunderte das, was ich nicht besass, grosse Kraft, Gesundheit, Vogelschnelle, Regententum. Ich lernte es genau kennen. Immer war ich bei den Starken und forschte ihr Inneres aus.“ (Bei *H. Oser* a. a. O. S. 20.)

Man kann die Frage erheben, ob *Federer* die Charakterentwicklung seines Helden und damit sein Zerbrechen als naturnotwendig ansah, ob das Aussterbenmüssen der Marx Omlis eine unbedingte Notwendigkeit ist oder nur eine bedingte, weil nämlich sein Charakter zwar zum Besseren wandelbar war, aber mangels der dazu notwendigen Bildungsfaktoren tatsächlich

nicht gewandelt werden konnte. So kommen wir zum dritten Gesichtspunkt unserer Behandlung.

III. Heilpädagogische Einwirkungen auf die Charakterentwicklung des Helden, Mass ihres Gelingens und Scheiterns.

Das Problem, durch dessen Lösung der tragische oder untragische Ausgang der Dichtung bedingt ist, lautet: Kann Marx Omlis, der wie jeder echte Mensch ein soziales Wesen ist, dem die Einsamkeit zur Qual und zum Ekel wird, weil er sich nach Gemeinschaft sehnt, dem andererseits die Menschengesellschaft zur Qual und zum Ekel wird, weil sie nicht sind, wie er sie sehen möchte: „seinesgleichen“ (S. 247), kann Marx Omlis das Ich aus dem Brennpunkt seines Gedanken-, Gefühls- und Strebenskreises zurückziehen, kann er auf die bisher bald gröber, bald feiner gespielte Rolle des Herrenmenschen verzichten und die des tragenden und getragenen, des empfangenden und schenkenden, des liebenden und geliebten Gliedes aufnehmen, ist er imstande, andere sich aufzugeben und sich anderen aufgeben zu sehen? Kann er die unehrliche Pilatusrolle niederlegen und ganz wahrhaft gegen sich selber sein? Kann er die Einseitigkeiten seiner charakterologischen Artung mildern und die Energie. — statt sie verheerend wie eine Naturkraft gegen die Welt zu richten —, mit einem positiven Wertzeichen versehen, in den Dienst der Mitmenschen stellen?

Entscheidend ist dabei, dass er die *wirklichen* Menschen lieben kann, nicht Reinheit und Schmutz durcheinander werfen muss, dass er trotz und hinter der Gebrechlichkeit und Fehlerhaftigkeit der Mitmenschen noch eine tiefere Werthaftigkeit oder doch Werthfähigkeit entdecken kann, die sie liebenswert macht.

Man kann sich zunächst fragen, ob die Charakterartung Marxens überwiegend *anlage-* oder *umweltbedingt* ist. Natürlich im Sinne des Dichters. Da ist zu beachten, dass dieser den Vater und Bruder gleicher Art sein lässt und dass er die seelische Artung in engsten Zusammenhang mit dem Körperbautypus bringt. Zweifellos ist nun der Körperbau weithin anlagebedingt. Und auch hinsichtlich der ersteren Gegebenheit wird der Dichter wohl an Vererbung gedacht haben. Angenommen, er berichtet beide Male Wirklichkeiten, so würde die heutige wissenschaftliche Einstellung die Anlagebedingtheit des Omlisschen Charakters noch nicht ohne weiteres zugeben. Sind Vater und Bruder ähnlich und schlägt Marx dieselbe Entwicklungslinie ein, so könnte auch an Milieueinflüsse gedacht werden. Ohne die Bedeutung des Anlagefaktors zu verkennen, ist man in der Gegenwart doch zur Erkenntnis gekommen, dass das *Milieu* eine geradezu überragende Macht erhalten kann. Dass aber Charakter und Körperbautypus nicht in ganz eindeutig gegebenem Wirkungszusammenhang stehen können, ergibt sich aus der seltsamen Tatsache, dass der schizoiden Artung zwei so diametral entgegengesetzte Körperbauformen entsprechen können wie der leptosome und athletische. Und in der Tat lässt ja Federer seinen Helden sogar eine Mischung beider Typen besitzen. Doch ist das eine mehr künstlich an die Dichtung herangetragene Betrachtung.

Selbst starke Veranlagung braucht nicht verwirklicht zu werden. Und handelt es sich um Fehlanlagen,

so kann eine erziehungsgünstige *Vorbeuge* der Fehlentwicklung steuern. Diese Vorbeuge wird aus zwei Faktoren erwachsen müssen, aus den fast oder völlig unbewussten, jedenfalls nicht planmässig ausgespielten Einflüssen des erziehungsgünstigen Milieus und aus den Massnahmen der eigentlichen Planerziehung. Da macht nun der Dichter nachdrücklich auf das Fehlen des entscheidendsten Milieu- und Planerziehers aufmerksam: die *Mutter* ist dem Kinde durch den frühen Tod entrissen worden. Sie aber stellt, wie *Pestalozzi* sehr eindrucksvoll dargetan hat und die Individualpsychologie mit neuen Erfahrungen bestärkt hat, den wirksamsten Faktor für das Erwachen des sozialen Sinnes, der sozialen Liebe dar. Was der Knabe am *Vater* und *Bruder* sah, war nicht Liebe, sondern Entzweiung; ihn selber drängte man ohne, ja gegen seine Neigung zum Studium; seine Familie ist überall verachtet, bei ihm selber stehen allmählich erwachende Züge, die auf die *Kameraden* abstossend wirken, und die daraus sich ergebende ablehnende Einstellung der Kameraden im Verhältnis der verstärkenden Wechselwirkung. Am besten verstanden hat ihn noch der *Pfarrer*, weil er ihn liebte. „Und da fiel ihm ein, dass dieser Pfarrer ihn oft ausgescholten, *aber dabei immer die schmalen, feinen Omlishände in seiner Hand behalten und gewärmt* und bei eindringlichen Worten *geschüttelt* hatte, sodass es immer hiess: ‚Du böser, böser, und mir doch so lieber, ja du böser, lieber, wie konntest du auch —‘“ (S. 270). Und des Pfarrers Bemühungen um Omlis durch Kindheit und Jugend und Mannesalter sind nicht vergeblich gewesen. Ihm gesteht er, da alles um ihn ins Wanken gerät: „An unsern Herrgott glaub' ich noch und an die Berg' und an Euch, Pfarrer, und an sonst sauber nichts mehr!“ (S. 273). Vor der selbstischen Einstellung als Dauerlebensform Marx Omlis zu bewahren, aus der normalen egozentrischen Einstellung des Kindes ihn in der Reifezeit zu erlösen, ist nicht gelungen. So sollte nun eine Heilerziehung rettend eingreifen.

Da schien ihm sein *Schicksal* Rettung bringen zu wollen. Das Unglück mit Florin brachte ihm die jähe Deutung der Pilatusrolle, die er gespielt. Doch die Augenöffnung wurde ihm nicht durch einen Freund vermittelt, der ihm einen Führer hätte abgeben können.

„Die Zeit der jungen Liebe“ bringt noch einmal eine Aufweichung der Charakterstruktur mit sich, im besondern ist hier noch einmal eine Bekehrung in dem Sinne leichter, dass die egozentrische Einstellung aufgegeben wird zugunsten reiner, edler, mit höchster Opferbereitschaft verbundener Brautschafts liebe, die eine Brücke zu stärkerer Sozialliebe überhaupt darstellen kann. Natürlich kommt alles auf die Werthaftigkeit und den Einfluss des Partners an. Omlis' Braut hatte die Begabung nicht, ihren Bräutigam *heilerzieherisch* zu beeinflussen. Denn sie stellte sich trotz des Gegenplanes (S. 73) ganz als dienendes Werkzeug seiner Herrenmenschen-Einstellung zur Verfügung, ohne den geringsten Versuch, ihm die Anerkennung der Gleichberechtigung und die Willigkeit zu selbstloser Rücksichtnahme abzunötigen. Diese neue Frühlingszeit hat bei Omlis keine Wiedergeburt, keine Erneuerung, vielmehr eine Verfestigung seiner Charakterartung gebracht.

Dafür scheint ihm ein gründlicher *Umweltwechsel*

völlig zu erneuern. Die reine, reinigende, die erhabene und erhebende Hochgebirgswelt scheint wie eine Taufe auf ihn zu wirken: Reinigung und Wiedergeburt. Stützend und verstärkend wirkt die Achtung, mit der man ihm von seiten der Touristen begegnet. Er gewinnt Interesse an ihrem Seelenleben, er sucht sich in sie einzufühlen, also grosse Schritte zu altruistischer Haltung hin zu machen, er idealisiert sie. Aber die Wandlung berührt doch seinen Wesenskern noch nicht, wie ihm *Lucian* klar macht, und geliebt hat er in den Milieupersonen vorerst nur seine Idealisierungen. Daher der bald erwachende Ekel vor den wirklichen Menschen!

Der ihn nun wiederum in weicher und somit empfänglicher Stunde planmässig zu einer inneren Umkehr und Bekehrung bringen will, zielklar umerziehen will, indem er ihm im Märchen, das er erzählt, sein Spiegelbild zeigt, wie er ist und wie er werden sollte, ist *Lucian*. Aber die Wirkung ist kurzfristig. Bei einem so schwankenden, zwiespältigen Charakter, bei so zäh gewordener Herrenmenschen-Einstellung, bei solch „hundecäugiger“ Scharfsichtigkeit für die offensichtlichen Erbärmlichkeiten der wirklichen Menschen und bei solch starker Blindheit für ihre verborgene Werthaftigkeit oder Wertfähigkeit wäre eine langdauernde überlegene Führung und Blickschärfung nötig gewesen, die ihm *Lucian* aus äusseren und inneren Gründen nicht zuteil werden lassen konnte. Und vor allem wäre noch nötig gewesen, was stärker ist als Natur und Gewohnheit: die *Gnade*. Aber der wirksamen Seelsorge hat er sich entzogen.

So kommt es zur *Katastrophe*. Völlig ist die Heilerziehung nicht gelungen, aber sie ist auch nicht völlig misslungen. Er hat den Glauben nicht ganz verloren, ja, er hat ihn in schwersten Lebenslagen befestigt. Er hat ein Herz für die Armen, und er hat es in seiner Stiftung geäussert. Er sieht seine verkehrte Grundhaltung und seine schuldhaften Einzelhandlungen ein, er hat die Pilatusrolle aufgegeben und führt den Pilatusnamen aus Sühnewilligkeit weiter. Alles Harte nimmt er freudig auf sich, er will es nicht besser haben als Florin und Agnes es gehabt haben, denen er Unrecht getan. Ein armes winselndes Geisslein zu retten, setzt er das Leben ein, und er verliert es dabei.

Heinrich Federer meint von seinem „Pilatus“ abschliessend: „Er hat mehrmals versucht, mit der Welt in Freiheit auszukommen: als Ehemann, als berufliches nützliches Glied der Gesellschaft. Umsonst. Seine Natur war immer stärker als seine Kulturenergie. Das ist etwa die Idee. Ich kann nur sagen, dass es solche Menschen gibt, dass ich den Omlis selber kannte. Ob es mir nun gelungen ist, ihn auch wahr zu geben, das muss ich dem Leser überlassen.“ (*H. Oser* a. a. O. S. 83). Wir werden *Federer* zubilligen, dass er ihn wahr gegeben. Die moderne Charakterologie wird dieses Werk, das 1912 schon erschienen ist, wegen seiner Realistik bewundern müssen. Und doch hat der Künstler in diese Tragödie mehr und Tieferes hineingelegt, als ihm im Augenblick, da er sich brieflich dazu äusserte, und unter dem Einfluss des Nietzscheschen Menschenideals bewusst war.

Marx Omlis, der Pilatus, hat das Zeug nicht bloss zum *tragischen* Helden, sondern auch zum *sittlichen* Helden, zum Heiligen. Aber er bleibt beim

Aufstieg stecken; seinem Heldentum als Bergführer, dem kein Ziel zu schwierig, entspricht nicht völlig sein Aufstieg zu sittlichem Heldentum. Immerhin, ein blosses Naturwesen ist er nicht. Er ist auch ein sittliches Wesen, und wenn er versagt, ist er dann allein schuld, nicht auch die Umwelt? So ist diese Erzählung auch in dem Sinne erzieherisch wertvoll, dass sie den Leser dazu aufruft, die Pilatusnaturen der Umgebung, die schizoiden Mitmenschen, die so leicht sich und anderen zur Qual werden können und doch sooft kostbare Gaben und so köstliche Berufe unbewusst in sich tragen, zu verstehen, sich selber verstehen zu lehren und ihnen selber, die uns Führer sein können und sollen, die richtige Führung teilwerden zu lassen. Es gilt eben für das Zusammenleben der Menschen das liturgisch viel verwertete Schriftwort: „Einer trage des andern Last, und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal. 6, 2).

Thurgauisches Schulwesen

(Korr.) Wenn man die Kenner und Hüter unserer thurg. Schule urteilen hört, so fiel einem wahrhaft nicht ein, dass dunkle „Schatten über der Schule“ walten würden. Denn das Urteil über unsere Schulen lautet anhaltend gut. Vollkommen sind natürlich auch sie nicht. Wir werden aber überhaupt niemals dazu gelangen wollen, Dinge, die von Menschenhand geschaffen sind, mit dem Masstab der absoluten Vollkommenheit zu messen. Schatten werden bei der Schule immer zu finden sein, solange ihr Zweck eben darin besteht, dass unvollkommene Kinder von unvollkommenen Lehrpersonen gebildet und erzogen werden müssen. Einen andern Zweck wird die Schule auch in Zukunft nicht haben. Wer daran glaubt, dass sie jemals von allen „Schatten“ und Unvollkommenheiten befreit werden könne, der ist tatsächlich um seinen Optimismus zu beneiden. Sobald wir eben daran gehen, die Schule in einem Idealzustand zu denken, sie also gleichsam ins Strahlenfeld höheren Lichtes zu stellen, so finden wir dies und jenes an ihr, das wir uns besser wünschen möchten. Ueber solche Schatten hinweg aber wird sich die Schule nie zu setzen vermögen, so wenig, als ein Mensch über seinen eigenen Schatten hinwegzuspringen vermag.

Dass es mit dem thurgauischen Schulwesen nicht übel bestellt ist, sagt uns der unlängst erschienene kantonale Erziehungsbericht für 1929/30. Den *Primar-* wie den *Sekundarlehrern* wird *Anerkennung* gezollt für ihre pflichtgetreue Tätigkeit. Dass diese durch die Verhältnisse, in denen die Schüler leben und sich ausserhalb der Unterrichtszeit bewegen, nicht erleichtert wird, ist un schwer einzusehen. Es braucht viel psychologisches Verständnis und vor allem auch soziales Gefühl, um das Kind von heute zu verstehen und es richtig zu lenken und auf den geraden Pfad zu bringen. Wo die *Schulbehörden* die erzieherische Arbeit des Lehrers fördern und unterstützen, werden sich die Früchte des gemeinsamen Vorgehens bald offenbaren. Nicht alle Schulvorsteherschaften aber scheinen ein Wirken „von Amtes wegen“ nach dieser Stätte hin für notwendig zu erachten. An manchen Orten sind die Schulbehörden überhaupt schlecht darüber orientiert, was in ihrem Pflichtenheft steht. Sonst hätte sich das Erziehungsdepartement nicht mehr mit Beschwerden und Rekursen zu befassen, deren Begutachtung auch dem gewöhnlichen Bürger möglich wäre. Dass in Behörden nicht nahe Verwandte nebeneinander Platz haben können, dass Ausländer kein Gemeindestimmrecht besitzen, usw. — das sind doch Angelegenheiten, derentwegen es keine „offiziellen“ Differenzen mehr absetzen sollte! !